

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wick in Breslau.

Nr. 16.

Mittwoch, den 24. Februar 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer Auflage von über 2700 Exemplaren mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

8. **Nacht Gymnasien und kaum zwei Realschulen für ein und eine halbe Million Katholiken!** Es giebt gewiß Viele, die Angesichts dieser Thatsache sich der Entrüstung nicht enthalten können, aber doch scheinen derer noch viel mehr zu sein, welche in friedlicher Genügsamkeit kaum ahnen, warum wir diese unschuldige Angabe mit einem Ausrufungszeichen versehen haben. Brauchen wir denn mehr Schulen? Ist nicht der Wohlstand unserer Provinz fortwährend im Wachsen? Ist es bisher gegangen, warum soll es nun mit einem Male nicht weiter gehen?

Solchen Helden der Weisheit und des Fortschrittes können wir freilich nur herzlichst „Gute Nacht!“ wünschen. Was klar vor den Augen liegt, läßt sich nicht mehr beweisen; wenigstens wird der Beweis nichts helfen. Es ist die festgewurzelte Neigung des Herzens, welche auf die längst bekannten Momente sehr viel oder gar kein Gewicht legen heißt. So wird es nicht leicht einem verborgen sein, wie viel in religiöser Beziehung das Beispiel des Lehrers vermag, von wie großem Einflusse der tägliche Verkehr, wie viel — ganz abgesehen von der Parteifarbung des Geschichtsunterrichts — bei der Lectüre z. B. sogar unbewußt einfließt, was direct oder indirect die religiöse Ueberzeugung des Lehrers befundet, und wie viel umgekehrt durch befremdliches Schweigen bei der herausforderndsten Gelegenheit gesagt werden kann. Wie tief diese Wirkung thut oft ein einziges hingeworfenes Wörtchen! Oder hat der Lehrer nicht diesen Einfluß? Dann ist es desto schlimmer! Dies Alles weiß Jeder, der im Stande ist, sich auf seinen eigenen Entwicklungsgang zu erinnern. Kann es aber dann einem wahrhaften Katholiken noch gleichgültig sein, ob sein Sohn eine katholische oder eine protestantische Schule besucht? Für so „tolerante“ Katholiken müßte es doch interessant sein zu beobachten, wie die Protestanten selbst, die anscheinlich von Toleranz überfließen und unsern Forderungen gegenüber nur spöttisch von „katholischer Mathematik“ und „katholischem Latein“ sprechen, als wäre die Religion des Lehrers etwas völlig Gleichgültiges, überall dort, wo sie die Majorität bilden, sich nicht nur nicht entschließen können für ihre katholischen Mitbürger katholische Anstalten zu gründen, sondern auch eine ihren Aeußerungen nach ganz uner-

klärliche Abneigung zeigen selbst an solchen Schulen, die statutarisch simultan sind, katholische Lehrer anzustellen. Man fürchtet also doch — und gewiß mit Recht — einen selbst ohne Wissen und Willen des Lehrers sich geltend machenden Einfluß, der nicht an sich, wohl aber durch seinen Widerspruch gegen andere von gleicher Autorität mit gleicher Macht andringende Einflüsse, die Harmonie der Erziehung störe und der Charakterbildung Eintrag thue. Dann aber sind wir mit Recht entrüstet, daß nicht schon längst eine dritte katholische Realschule in Breslau und ein neuntes katholisches Gymnasium für Schlesien in Ratibor existirt.

Wem kann es ferner verborgen sein, daß die Zwecke der Gymnasialerziehung nur erreicht werden können, wenn der Lehrer im Stande ist auf die Individualität seiner Schüler einzugehen, daß mithin Ueberfüllung der Klassen die volle Erreichung jenes Zweckes unmöglich machen muß? Wem also die Erreichung jenes Zieles wahrhaft am Herzen liegt, der wird die Errichtung eines zehnten und elften katholischen Gymnasiums in Mittel- und Oberschlesien als ein schreiendes Bedürfnis bezeichnen. Wenn wir nun aber kein Bedenken tragen von einem Bedürfnis zu sprechen, obwohl die Bedürfnisse selbst, die Schüler der überfüllten Klassen, gewiß am wenigsten davon wissen, warum sollen wir bloß deshalb, weil sie es selbst nicht fühlen, anstehen, für tausend andere das Bedürfnis höherer Bildung auszusprechen? Wer es als Kind nicht gefühlt hat, fühlt es oft als Mann, und wenn er es selbst nicht fühlt, so fühlt es doch seine Umgebung und die Sache, der er vorsteht. Wie viele dürfen wir höherer Bildung bedürftig nennen, deren Eltern, bloß weil die Gelegenheit nicht nahe war, gar nicht auf den Gedanken verfielen ihren Sohn studiren zu lassen, oder aus Armuth oder aus Zärtlichkeit sich nicht entschließen konnten, ein Kind in die Fremde zu schicken! Wir meinen gar nicht, daß noch mehr zu Staatscarriären sich drängen sollten, obgleich zuzugestehen ist, daß die Katholiken (Schlesiens) nicht ein verhältnißmäßiges Contingent stellen. Die Gymnasialbildung an und für sich ist keineswegs der Art, daß sie zu einem Gewerbe untauglich machte. Wenn sich factisch so selten ein Bauergrundbesitzer, Handwerker oder Kaufmann findet, der mit Ehren aus Secunda

oder Prima eines Gymnasiums oder einer Realschule abgegangen ist, so hat das in ganz andern Umständen seine Gründe. Wo es sich aber findet, sehen wir es oft nur zum Vortheile der Sache und der Person ausschlagen. Was durch die Gymnasialerziehung erreicht werden kann, ein gewisser Grad von Erweiterung des geistigen Horizontes und Angewöhnung gründlichen methodischen Denkens, das sind Dinge, die an und für sich noch keineswegs über den Mittelstand hinausheben, die im Gegentheile unserem Mittelstande sehr wohl anstünden und nur geeignet wären seine Ueberzeugungen in religiösen und politischen Dingen zu klären und zu befestigen. Die gefürchtete Halbweisheit, — man meint damit Oberflächlichkeit und Eingebildetheit — wird zumeist durch die Lectüre der Zeitungen und populär-wissenschaftlichen Schriften bei mangelnder Gymnasialbildung erzeugt. Gerade die strenge Zucht der Schule kann sie am ehesten verhüten.

Wir werden mithin das Bedürfnis nach höheren Lehranstalten nicht danach bemessen können, ob hier oder da einige Klassen überfüllt sind. Wo immer Gymnasien errichtet worden, haben die Schüler sich in Massen eingefunden. Erkennen wir es einmal an, daß möglichste Verbreitung gebiegener und wahrer Bildung zum Heile von Staat und Kirche, zum Heile der Gesamtheit sowohl wie der Einzelnen, sowohl in materieller wie in geistiger Beziehung wesentlich ist, so müssen wir auch im Allgemeinen die Forderung erheben, daß nach Kräften für Errichtung höherer Unterrichts- und Erziehungsanstalten gesorgt werde. Wen aber sollen wir der Verschümmelung anklagen? Wer war verpflichtet für diese Bedürfnisse zu sorgen? Man trägt gewöhnlich gar kein Bedenken dem Staat allein alle Verpflichtung zuzuschreiben. Und merkwürdig genug begegnen sich in dieser Anschauung Absolutisten und Radikale. Aber warum fordert man dann nicht auch, daß der Staat in allen Landestheilen großartige Lehranstalten für Handel und Gewerbe, für jede Kunst wie für jedes Handwerk errichte? Und wenn er verpflichtet war für meine Ausbildung zu sorgen, warum soll ich nicht auch von ihm die Gelegenheit das Erlernte zur Anwendung zu bringen fordern? Somit sind wir bei den Staatswerkstätten angelangt. Aber wer auch noch so kühn die bekannte Staats-Niesenmaschine an die Stelle lebendiger zur Gesamtheit verbundener Glieder setzen möchte, er wird doch der Frage nicht ausweichen können, inwieweit denn eine jebeßmalige höchste Behörde die Bedürfnisse aller Landestheile genau zu erkennen und in ihrem ganzen Umfange zu befriedigen im Stande sein wird. Gäben wir aber auch alles zu, wer wird denn bei voller Tasche erhungern, bloß weil der zu seiner Erhaltung Verpflichtete, seiner Verpflichtung nicht nachkommt? Aber jene Doktrin ist verhältnißmäßig jung, noch nie völlig ausgeführt worden und wird nie zur Ausführung kommen. In der That ist es die organische Gliederung, auf der alles Leben, auf der alle Civilisation ruht. Je vollkommener die einzelnen kleineren Ganzen sich entwickeln, je allseitiger jedes Dorf und jede Stadt aus eigenen Kräften für ihre Bedürfnisse sorgen, desto besser steht es um das große Ganze, das sie in ihrer Vereinigung ausmachen. So scheint uns denn auch die Errichtung von Unterrichts- und

Erziehungsanstalten wesentlich Sache derjenigen zu sein, die unmittelbar in ihrer Mitte alle Vortheile davon genießen. Es sollte der Stolz unserer Städte sein, ihre eigenen Gymnasien zu haben und die Lehrer ihrer Kinder selbst berufen zu können, und der Rang, den jede behauptet und zu erringen strebt, sollte auch den Grad ihrer Schule bedingen. Es gab eine Zeit, da die deutschen Städte als Organe des wahren Fortschritts, wohl wissend, was Größe und Macht verleiht, in der Errichtung von Schulen und der Berufung bedeutender Lehrer wetteiferten. In Schulsachen vor Allem zeigt sich der Geist, der die Bürgerschaft beseelt. Von diesem Gesichtspunkte aus wollen folgende (zum größten Theil dem Schulalmanach von Ed. Muthake entnommenen) Angaben gewürdigt sein. Gymnasien (und Progymnasien) hat die Provinz Preußen (mit 2½ Million Einwohnern) königl. protestantische 9, städtisch protestantische 5; königl. katholische 6, städtisch katholische keine. Posen (mit 1½ Mill. Einw.) königl. protest. 3, städt. protest. 3; königl. kath. 3, städt. kath. keine.

Pommern (mit 1½ Mill. Einw.) protest.: städt. 9, königl. 3; kath.: königl. und städt. 2.

Brandenburg (mit 2½ Mill. Einw.) protest.: königl. 11, städt. 11; kath.: königl. und städt. 1.

In Sachsen (mit 1½ Mill. Einw.) sind unter 20 protest. Anstalten 6 städtisch; königl. kath. 1st 1, königl. simultan 1, königl. und städt. 1.

In Westphalen (mit 1½ Mill. Einw.) königl. protest. 2, königl. und städt. protest. 5; königl. kath. 6, städt. kath. 7.

Im Rheinland (fast 3 Mill. Einw.) königl. protest. 5, städt. protest. 1, königl. und städt. protest. 2 und unter 22 kath. Anstalten 9 städtische.

In Schlesien (mit 3½ Mill. Einw.) 13 protest. Anstalten, darunter 6 städt.; königl. kath. Gymnas. 8, städt. kath. keine.

Die Realschulen sind zum größten Theile von den Städten, und zwar sehr oft ohne Angabe der Confession gegründet. In Preußen sind ihrer 12, in Posen 5, in Pommern 3, in Brandenburg 14, in Sachsen 7, in Westphalen 7, im Rheinland 9, in Schlesien 7, wovon 2 (Reise und Neustadt) thatsächlich katholisch sind. Also wenn wir Gymnasien, Progymnasien und Realschulen zusammennehmen, so hat Westphalen mit 1½ Mill. Einw. 27 Anstalten, die Rheinprovinz mit beinahe 3 Mill. Einw. 39, Schlesien mit 3½ Mill. Einw. 28, wovon 10 auf 1½ Mill. Katholiken kommen. Armes Land! Also wirklich unter allen preussischen Provinzen die ärmste? Doch nein! Nur die katholischen Städte Schlesiens haben nicht die Mittel für eine höhere Ausbildung ihrer Söhne zu sorgen, nicht die Mittel um ihnen, wenigstens in den Kinderjahren, das Glück elterlicher Pflege und Aufsicht zu Theil werden zu lassen, nicht die Mittel, um sie vor den Nachtheilen überfüllter Klassen und vor der Gefahr, unter den Einflüssen andersgläubiger Lehrer in ihrem Glauben erschüttert und lau zu werden, zu behüten. Wir sind prinzipiell allem Partikularpatriotismus abgeneigt, aber wenn es sich um eine gute Sache handelt, dann darf auch dieses Motiv willkommen sein. In der That hat noch Niemand so argen Nothstand in den katholischen Städten Schlesiens wahrgenommen. Es kommt

eben nur auf die Einsicht an. Aber sind es denn keine Götter, seine Kinder bei sich haben zu können, sie in ihren Individualitäten vom Lehrer verstanden und mit doppelter Sorgfalt berücksichtigt zu wissen, ihre Lehrer persönlich zu kennen und täglich mit ihnen Rücksprache nehmen zu können? Und sollte nicht manche Stadt auch darin einen Vortheil sehen dürfen, ein Collegium wissenschaftlich durchgebildeter und glaubensfester Männer in ihre Mitte berufen zu können? Wäre aber wirklich die Beschaffung der nöthigen Mittel für den Augenblick unmöglich, wenn es sich um ein so gutes und so großes Werk handelt, darf man getrost auf Gott vertrauen und anfangen. Man thue nur den ersten Schritt! Aus anfänglich wenigen Klassen wird in kurzer Zeit ein vollständiges Gymnasium, wo das Bedürfnis sich voll herausstellt, entstehen. Die Wohlthäter finden sich erst, wenn der Anfang gemacht ist. Höchst interessant und belehrend ist das Aufblühen der katholischen Institutionen Berlin's. Hätte man dort warten wollen, bis das volle Kapital zusammen war und nicht mit so kühnem Gottvertrauen angefangen, noch wäre keine Spur von ihnen zu sehen. Aber die Lebendigkeit des Bedürfnisses ist es, die den Muth und die Opferwilligkeit eingeibt. Nun — wir meinen, eine Stadt wie Ratibor müßte ein Bedürfnis nach einem katholischen Gymnasium haben, daß sie um jeden Preis — und er wäre wahrlich nicht unerschwinglich — lieber heute als morgen an's Werk schritte! Und wenn die Stadt Breslau das Recht, die Bedürfnisse von $\frac{2}{3}$ ihrer Einwohner beharrlich ignoriren sollte, und es in Preußen keine Instanz geben sollte, um sie zu nöthigen, ihren Verpflichtungen gegen die katholische Bürger-schaft verhältnismäßig so wie gegen die protestantische zu genügen*), so würde doch wieder zuletzt an die Kraft und den Willen der katholischen Gemeinde zur Gründung einer katholischen Realschule zu appelliren sein. Daß dies unter verhältnismäßiger Theilnahme von allen Seiten möglich wäre, kann man nicht wohl bestreiten. Die Katholiken Niederschlesiens wohnen zu zerstreut. Aber Städte wie Beuthen D./S., Paschlau, Frankenstein, Münsterberg —! Freilich, wenn nun einmal das Bedürfnis nicht vorhanden ist! Aber beherzigen mögen sie doch, wie eigenthümlich diese Genügsamkeit sie sowohl von ihren protestantischen Landsleuten als von ihren rheinischen und westphälischen Glaubensgenossen unterscheidet. Verantwortlich für die Versäumnis sind aber alle jene, welche den Beruf haben, Führer und Rother zu sein und die Ein-

sicht in die wahren Bedürfnisse der Bevölkerung haben müssen. Die Kirche ist als der Vort der Wahrheit und als die Mutter der Civilisation gekommen. Die Bildung und Gesittung unseres Volkes wurzelt auf ihrem Boden und sie kann die volle Entfaltung aller geistigen Kräfte derselben nur begünstigen. Es ist daher unzweifelhaft, daß der katholische Clerus überall ein reges Interesse für und bei Errichtung von höheren katholischen Bildungsanstalten, mögen sie Gymnasien oder Realschulen heißen oder Progymnasien oder höhere Bürgerschulen, betheiligen wird.

Behandlung der „freien Neger“ in Nordamerika.

Bekanntlich haben sich auch deutsche Blätter arg anführen lassen, als sie im Verein mit nordamerikanischen Gesinnungsverwandten glauben zu machen suchten, es handle sich in dem amerikanischen Bruderkrieg vorerst um die Frage der Abschaffung der Sklaverei. Wir bestreiten nicht, daß es Amerikaner giebt, denen diese wichtige Frage am Herzen liegt und welche ehrlich darnach streben, den einen Theil der Bevölkerung aus seiner grundsätzlich niemals zu billigenden Erniedrigung herauszuheben. Dieses Interesse hat aber den blutigen Krieg weder veranlaßt, noch fortgeführt. Denn das geschäftliche Amerika, mehr als jedes andere Land in einen gemeinen Materialismus untergesunken, würde die Sklaverei nicht geniren, wenn nur die Auflösung der Union verhütet würde, wobei es sich für selbes um den Geldbeutel handelt, der mit der Auflösung der Union für die Nördlinger äußerst gefährdet ist. Wie man hier die „freie Menschenwürde und die Gleichheit der Menschen als Ebenbilder Gottes“ praktisch würdigt, davon soll uns ein Augenzeuge Kunde geben, welcher bezüglich dieser „Skavenbefreier“ schreibt:

Aus den Südstaaten der Union kommend, in denen wir das erste Jahr unseres nordamerikanischen Aufenthaltes verlebten und uns strenge Antisklaverei-Grundsätze zu eigen machten, waren wir nicht wenig überrascht, daß die Leute in den nördlichen (freien) Staaten der Union, bei denen wir ein gutes Wort für die unglückliche schwarze Race einlegten, trotzdem sie von der Sklaverei nichts wissen wollten, vom Charakter der Neger eine keineswegs günstigere Meinung hegten, als wir im Süden gefunden hatten. In allen Nordstaaten sind die Farbigen von den Weißen streng abgetheilt. In allen Städten giebt es „weiße“ und „farbige“ Schulen, „weiße“ und „farbige“ Kirchen. Kein dunkelgefarbtes Kind darf eine „weiße“ Schule besuchen. Daß seiner Frömmigkeit und Philantropie wegen hochgelobte Boston hat die Einrichtung getroffen, daß alle farbigen Kinder eine und dieselbe Schule besuchen müssen, die für viele sehr entfernt liegt. Dieselbe besteht seit 1812. Man sagt uns ziemlich allgemein kein weißes Kind würde neben einem farbigen sitzen wollen; man bemerkte weiter, daß die farbigen Kinder, nachdem sie ein bestimmtes Alter erreicht haben, nicht im Verhältnisse zu den weißen gleiche Fortschritte machten; ihr Geist sei unfähig, sich über eine gewisse Grenze hinaus zu entwickeln.

Was aber auch die Ursache sein mag, so viel wurde uns klar, daß schon in früher Jugend ein Widerstreben und eine Abneigung vorhanden ist, mit Leuten von Negerherkunft etwas zu

*) Es ist ja wohl doch die schönste Hoffnung da, seitdem Herrn Oberbürgermeister Hobrecht der Strupel benommen, als ob die Katholiken Stiefkinder der Schöpfung speziell rücksichtlich der Lehrbefähigung vernachlässigt seien und von den Protestanten darin um unzählige Nasenlängen geschlagen würden. Ein auf amtlichen Quellen beruhender Nachweis hat bezüglich aller Examina hieselbst für das höhere Lehrfach in einer Reihe von Jahren nicht bloß bewiesen, daß die kathol. Candidaten des Lehramts nicht nur nicht naturdumm gewesen, sondern an Geschicklichkeit laut Prüfungsnota den protestantischen noch um etwas den Rang abgelaufen haben. D. R.

schaffen zu haben, und daß diese Abneigung mit den Jahren wächst. Daraus entsteht dann ein eigenthümliches soziales Phänomen. Wir sehen nämlich zwei Nationen, eine weiße und eine farbige, die innerhalb desselben politischen Kreises aufwachsen und doch nie in Gleichgewicht neben einander leben. In Europa, wo ein Neger nur gelegentlich als Kuriosität auftritt, kann man sich gar keine Vorstellung von der Abneigung machen, die in den Vereinigten Staaten gegen farbige Leute herrscht. Es will uns bedünken, als ob sie sich zu einer vollständigen Monomanie gesteigert habe. Eheliche Verbindung, wäre es auch mit einer äußerst wenig gefärbten Person, würde unvermeidlich den Verlust des früheren gesellschaftlichen Ranges zur Folge haben.

Alle Bemühungen und Kämpfe, den Süden zur Freilassung seiner Sklaven zu vermögen, sind vollständig nutzlos, so lange die Gesellschaft im Norden in dem Farbigen nicht einen mit dem Weißen vollkommen gleichberechtigten Menschen erblickt und ihn als solchen in allen Lebensverhältnissen behandelt. Dem Neger ist auch in den freien Staaten durch hartnäckige und sorgfältig gehegte Vorurtheile alle und jede Hoffnung abgeschnitten, sich jemals aus seiner erniedrigten Stellung erheben zu können: er ist von seiner Geburt an zu einer Art von Infamie verdammt. Man duldet ihn nicht einmal im Eisenbahnwagen neben dem Weißen, nicht in Schule und Kirche, nicht im Gasthause, welche Kleidung er auch trage und wie gebildet er immer sei; mit einem Worte: er wird überall, von Anfang seines Lebens bis zum Tode, als Paria behandelt. Was kann da aus ihm werden? Das Wunder ist nur, daß diese Leute sich noch so gut aufführen, wie es der Fall ist, und daß sie Kleidung und Manieren civilisirter Leute annehmen. Man muß sagen, daß die Amerikaner durch die Art und Weise, wie sie farbige Leute behandeln, sich ein schweres Vergehen zu Schulden kommen lassen, und man kann nicht ohne Beschämung daran denken, daß die so frommen und politiken Neu-Engländer dabei noch der Heuchelei anzuklagen sind. Sie geben sich den Anschein, als vergößen sie Thränen über die Leiden eingebildeter Helden und Heldinnen von dunkler Hautfarbe (man denke nur an „Dunkel Tom's Hütte“); in wohl-einstudirten Reden eifern sie gegen die grauenvolle Sünde, welche sich nicht scheue, menschliche Wesen wie das Vieh zu behandeln; sie kennen kein Maß in den Anklagen gegen die verworfenen, selbsthütigen, hartherzigen Pflanzler im Süden; sie gebenden sich wie rasend und wie wahnwitzig, wenn flüchtige Sklaven gefangen und ihrem Eigenthümer zurückgegeben werden. Dieselben Leute sind aber tagtäglich von freigewordenen Sklaven oder deren Nachkommen, die oft eine gute Erziehung genossen haben, umgeben, und doch schauern sie vor ihnen zurück, als ob eine Berührung mit ihnen sie verunreinige und befudele. Der bloße Gedanke, einen farbigen Menschen in ihr Haus zu laden und mit ihm an einer und derselben Tafel zu essen, ist für sie so schrecklich, wie der Tod.

So lange dies alles nicht ganz und gar anders wird, sind die Abolitionisten trotz Krieg und alledem in einer falschen Situation und schaden nur der Sache, welche sie zur ihrigen gemacht haben. Wenn die Abolitionisten die Ueberzeugung haben, daß die Neger Menschen sind, so mögen sie der Welt einen Beweis von ihrer Aufrichtigkeit dadurch geben, daß sie alle gesellschaftlichen Ueber-

einkommen und staatlichen Verfügungen beseitigen, durch welche gegenwärtig in den freien Staaten die farbigen Leute vom Vollbürgerrecht ausgeschlossen sind. So lange dies nicht geschieht, ist das wilde Gesehrei und der Kampf um Aufhebung der Sklaverei nur ein Hohn und ein Fallstrich. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge bleibt den Sklavenbesitzern die Ausrufung, daß Emancipation sich geradezu als eine Handlung der Grausamkeit gegen die Sklaven herausstellen würde; denn die Erziehung, welche die freien Farbigen erhalten, läßt sie ihre gesellschaftliche Herabwürdigung nur um so schmerzlicher empfinden, während dies bei Sklaven nicht der Fall ist. So wachsen denn die freien Farbigen als eine zahlreiche fremde Nation innerhalb des Gemeindefens heran, bei ihrer stets wachsenden Menge doppelt gefährlich durch das Bewußtsein, daß ihnen Unrecht geschieht, und die durch dieses Bewußtsein genährten Leidenschaften, welche sie einmal zu Handlungen der Rache aufstacheln können.

(Schluß folgt.)

Schule der Weisheit.

[Ein gerechter Fürst.] Herzog Christoph von Baiern hörte einst von zwei Buhdauern. Von diesen war der eine ein Jude, Namens Aaron, der andere aber war ein Christ und hieß Petrus Großwein. Es wurde beiden der Prozeß gemacht, und weil sie beide gleich viel gefehlt hatten, wurde ihnen auch gleiche Strafe zuerkannt — die war: einhundert Goldgulden und zwei Monate Gefängniß. Das wollten sich die nicht gefallen lassen und beriefen sich auf des Herzogs weiteren Ausspruch. Da nun der Amtmann kam und die Angelegenheit vorbrachte, sagte der Herzog Christoph: „Die Weiden haben ganz recht, daß sie an mich kommen. Denn der Aaron wird seines Theils die Hälfte zu streng bestraft, der Großwein aber desgleichen zu mild.“ „Aber, hoher Herr,“ sagte der Amtmann, „das versteh' ich nicht. Haben sie doch auf gleiche Summa und in gleicher Weise gefehlet, wie sollten sie denn verschieden gestraft werden?“ „Warum denn nicht?“ entgegnete Herzog Christoph. „Eben, weil sie gleich gefehlet haben, wird ihnen verschiedene Strafe. Der Aaron ist ein Jude, hat's als solcher nicht fast zum Besten. Vor Allem aber entbehrt er der göttlichen Christuslehre. Der Großwein ist hingegen wohlau und in jeder Art gesüß, dabei ist er ein Christ und soll die Lehr' und christliches Gesetz wohl kennen. Wo er nun thut, was betrüglich ein Jude thut, ist er mindestens viermal schuldiger als jener.“ Wie der Amtmann das hörte, wußte er nichts dagegen zu sagen. Der Jude Aaron wurde auf einen halben Monat in Haft gesetzt und mußte fünfzig Goldgulden zahlen. Der Petrus Großwein aber ward auf zwei Monate gesetzt und mußte zweihundert Goldgulden zahlen.

[Etwas von Johannes dem Almosenpfleger.] So liebevoll der heilige Johannes, der Armenpfleger, gegen Andere war, so streng war er gegen sich. Sein Tisch, seine Hausgeräthe, seine Kleider, Alles sah höchst ärmlich aus. Ein reicher Mann aus Alexandrien, welcher wußte, daß der Patriarch nur eine schlechte Bettdecke hatte, schickte ihm eine sehr kostbare mit der Bitte, daß er sich derselben aus Liebe zu ihm bedienen möchte. Die folgende Nacht nahm sie der Heilige wirklich auch zu seinem

Gebrauch, allein der Gedanke an den Abstieg seines Zustandes von jenem so vieler Armen, die des Nothwendigsten entbehren mußten, ließ ihn nicht einschlafen. Am folgenden Tage ließ er deshalb die Decke verkaufen und den Erlös unter die Armen vertheilen. Der Geber löste sie indessen wieder ein, um sie dem heiligen von neuem zu geben, der sie zum zweiten und dritten Mal verkaufte, mit der scherzhaften Bemerkung: „Wir wollen sehen, wer von Beiden sich zuerst ermüden lasse.“

[Des Frommen Tod.] Eberhard der Gütige, Graf von Würtemberg, bat oft Gott, ihn vor gähem Tode zu bewahren und ihm ein sicheres Zeichen naher Auflösung zu geben. Er war 58 Jahre alt, etwas zart und schwächlich, befand sich im böppinger Bade und gebrauchte es mit der ihm eigenen Heiterkeit. Da trat einmal sein treuer Leibarzt zu ihm und sprach: „Gnädiger Herr! bestellet Euer Haus, von jetzt in fünf Stunden werdet Ihr von Gott abgerufen.“ Der Graf erwiderte: „Wie soll das sein, da ich kein Kranksein verspüre? Ueberdies ist mir gewissagt: „Meiner Jugend treue Magd, Anna Rombold, werde mit mir abscheiden.“ „Herr!“ antwortete jener, „Sie hat vom Priester die letzte Weggebrung erhalten und greift in die letzten Züge!“ „Noch ist mir ein Merkmal angesagt, das sich vor meinem Tode zeigen soll,“ erwiderte Eberhard, „die Linde auf der Eberhards-Ruhe wird zuvor umstürzen und ich habe gestern noch unter ihr geruht!“ — „Herr! die stolze Linde ist diese Nacht im Sturme gefallen.“ Da erkannte Eberhard, daß er gerufen sei und dankte Gott in rührender Andacht. In der folgenden Stunde war er verschieden (den 16. Mai 1417).

Die Höhle von Motier.

(Fortsetzung.)

Die Gäste durchzogen etwa die halbe Länge der Höhle in einer halben Stunde. Wer weiß aber, wie viele Meilen weit diese Klüfte und Grotten das Felsengebirge durchkästen? Es war wäsig warm in der Höhle und Wege, Stege und Brücken hielten unterhalten. Man kehrte um, zurück an das Tageslicht. „Sie haben viel verloren!“ riefen die Herren dem Maler zu als sie in's Gasthaus zurückgekehrt waren.

„Mag sein,“ erwiderte jener ernst, „ich danke ein für allemal für solches Vergnügen.“

„Wir auch,“ riefen die Damen, „es war eine eigene Empfindung, als wir, zu Tage gefördert, wieder in freier Luft endlich athmen konnten. Gott beschütze uns vor allen Gruben und Höhlen.“

Und einer der Herren, ein Landmann, fuhr also fort: „Die Gesinde über der Erde stimmen heiter, die der Unterwelt ernst und düster. Die schwarzen Klüfte, das durchsickernde Wasser, die bleichen Gesichter aus den schwarzen Ruten bilden einen förmlichen Contrast zum Glücke des Landmannes. Diesen begleitet der Jubelgesang der Lerche, den Bergmann eine tiefe Grabesstille und Trübsicht. Jener genießt die Früchte seiner Arbeit, diesem gewährt sein mühevoller Fleiß, und wenn er in Gold und Silber arbeitet, nur ein Hungertod; dort ein heiteres hohes Alter, hier frühes Finnwelen und steter Tod vor Augen; ich kann es wahrlich begreifen, wie es möglich ist,

daß Menschen sich zu solchem Maulwurfsberufe können bestimmen lassen, unter der Erde zu wühlen.“

„Aber nun Ihre Geschichte, Herr!“ riefen die Damen, und Hermann begann:

„Es sind nun wohl zwölf Jahre her, daß ich mich in einem lieblichen Flecken des Traversethales in Neu-Chatel bei einem lieben Freunde und Kunstgenossen von mir, Henri, aufhielt. Seine Schwester Antonie war mit mir verlobt. Zu den liebsten Vergnügungen, die wir uns machten, gehörten mehrere herrliche Ausflüge in's Jura-Gebirge, bald in größerer, bald in kleinerer Gesellschaft ausgeführt. Eine neu verabredete Parthie sollte nun der drei Stunden entfernten Höhle von Motier gellen.“

Bald standen wir an einem heißen August-Nachmittage vor den öden, wild bezackten Felsen, die den Eingang dieser schauer-vollen Höhle umgaben. Außer mir bildete die kleine Gesellschaft ein besreundeter Nachbar von uns, Herr Biot, mein Freund Henri und Antonie, meine theure Bräut, nebst ihrer Schwester Lucie, einem Mädchen von zwölf Jahren, blond und sanft und wie eine Kette an ihrer älteren Schwester hängend. Eben jetzt, da wir uns umsahen, waren beide Schwestern um eine Felsdecke herum verschwunden. Während wir ihrer harreten, schweifte mein Blick hinaus zur hohen Juragräte, die scharf in das völlig klare Sonnenblau des Himmels hinein schnitt. Die ganze lichtübergossene Natur schien mir zuzurufen: „Bleibe bei mir draußen, du Kind des Tages und laß den Eulen und Bären ihr Höhlendunkel.“ Eine schwermüthige Ahnung schien meine Seele zu drücken.

Ich hatte eigentlich sonst schon von Natur aus wenig Gefallen an Höhlen und Bergwerken und rechnete zu meinen schlimmsten stets die, wo ich durch Engen und Spalten kriechen mußte. Aber die Neugierde, eine gewisse Eitelkeit, vor allen aber die Gesellschaft der lebenswürdigen Mädchen scheuchten wieder diese düsteren Gedanken fliegend in den Hintergrund zurück. Ach was! sagte ich zu mir, sind wir nicht in einer Stunde draußen? Wohl kamen wir wieder aus der Grotte heraus, aber, o mein Gott! — doch will ich nicht vorgreifen, meine Damen.“ Er hielt bewegt an und bedurfte einige Zeit zu neuer Sammlung; dann aber fuhr er also fort: „Nachdem wir gebückt den niederen Eingang durchtappt hatten, standen wir in Dämmerung zu einem Häufchen beisammen. Antonie hatte sich neben mich gestellt; Henri schlug Feuer an und gab Jedem von uns eine flammende Wachskerze in die Hand. Nun ging's in die Höhle hinein, allmählig aufwärts und vorwärts über wild übereinanderliegende Blöcke, die von der Decke herabgestürzt waren und mit den noch hängenden genau übereinstimmten. Zur Linken grin-sen uns düstere Nebenhöhlen an, deren tiefe Räume unser Kerzenschein nicht auszufüllen vermochte. Die beiden Mädchen ergöhten sich an den vielfachen Echo's, die in weiter Ferne leise verhallten. Bald ging es durch hohe, zerrissene Gewölbe, bald durch enge Spalten und Klüfte. Die Tropfsteingebilde, die unserm Auge sich darboten, waren von bedeutungsloserer Art, als die Beschreibung anderer Höhlen sie mir kund gethan und die ganze Sache lief endlich da hinaus, sagen zu können, so und so weit sind wir in der schauervollen Kluft gewesen. Der Vor-

Schlag, umzukehren, lag mir auf der Zunge; aber heraus kam er nicht. Herr Biot nahm ihn mir insof weg; allein Henri ermahnte, wenigstens bis zum Teiche vorzudringen. „Ja, zum Teiche! Zum Teiche!“ riefen die Mädchen. Wir mußten folgen. Um aber dahin zu gelangen, mußten wir halb durch eine schmale Oeffnung unbequem durchkriechen, ja, beinahe uns durchwinden. Ich schauderte. Wenn einige dieser herabhängenden Blöcke einstürzen und jene Oeffnung uns verrammeln? „Mein Gott, nichts von Einbildungen und Furcht!“ rief Henri mit festem Tone; „haben jene Steine doch bis heute oben festgelegen! Darum nun vorwärts zum Teiche!“ Bald hatten wir auch denselben erreicht und befanden uns nun im tiefsten Schooße der Grotte. Da verspürten wir einen Windzug an unseren Kerzen und gewahrten zur Rechten des Teiches einen zweiten Gang, der noch tiefer in's Innere der Höhle führen mußte. Der schaurige Widerschein der Kerzen in dem tiefegelegenen stillen Gewässer, in welchem noch nie Sonne und Mond sich abgepiegelt hatten, die nassen tröpfelnden Kalktuffwände, der holprige und dabei meistens schlüpfrige Boden waren eben nicht geeignet zu einem längern Verweilen hier. Wir traten daher den Rückweg an und näherten uns eben wieder jener engen Oeffnung, die wir zu passieren hatten, als Biot, der voranging, stille stand und ein Pfst uns zurief, indem er mit der Rechten uns zurückwinkte. Wir hielten an und horchten und — ein kalter Schauer durchrieselte unser Herz: denn wir vernahmen in der Ferne ein lautes Brummen und Murren, das immer näher und näher kam und uns zuletzt über seine Natur keinen Zweifel mehr ließ.

„Mein Gott, ein Bär, ein Bär!“ rief Henri voll Verzweiflung.

„Bär's möglich?“ fragten, wie Espenlaub zitternd, die beiden Schwwestern.

„Wohl möglich!“ flüsterte mit zagender Stimme Biot. „Es war uns Leuten vom Lande seit mehreren Tagen bekannt, daß ein solcher wieder im Gebirge sein müsse, da großer Schaden in unsern Schafherden angerichtet worden. Wahrscheinlich hat er vor den Verfolgungen der Jäger seine Zuflucht in dieser Höhle genommen.“

„Retten wir uns!“ riefen die Mädchen und flüchteten scheu in das Innere der Höhle zum Teiche zurück.

Henri packte krampfhaft seinen Knotenstock, Biot stand wie betäubt und schwankte, ob er fliehen oder stehen sollte. Mir, obgleich bebend vor Entsetzen, gab der himmlische Vater schon in der nächsten Minute die Besonnenheit zurück, das einzige Mittel zu ergreifen, das uns Wehrlose und Abgesperrte wenigstens momentan retten könnte; ich riß Lucien den Strohhut aus der Hand, zündete ihn an und trug ihn lichterloh an das Loch hin. Es war die höchste Zeit. Die Bestie war kaum zwölf Schritte mehr von jener Oeffnung, prallte nun aber erschreckt zurück und floh laut brummend den Gang hinunter. „Hüte und Tücher her!“ rief ich. Henri sprang mit Antonien's Strohhut hinzu und ich ließ meine Reisesacke noch mit auflodern. Ein helles Feuer brannte auf. Das Brummen verhallte mehr und mehr in der Ferne. Henri und ich standen neben der Felsöffnung, weiter zurück Biot mit den Mädchen, ein zitterndes Häuflein. Das Feuer hatte für den ersten Augenblick uns gerettet; aber es

mußte an unsere weitere Rettung gedacht werden. Wir beiden Männer wälzten daher nach einander große Felsstücke herzu und stemmten sie, eins nach dem andern, in die Spalte. Nun waren wir schon mehr gesichert und konnten auf bessere Rettungsmittel bedacht sein.

Das Feuer erlosch und — o Gott, das Brummen nahte wieder. Lucie schrie auf und klammerte sich an ihre Schwester an. Wir wälzten zum Ueberflus noch einen Felsblock vor. Aber Biot mit seiner Kerze in einen nahen finstern Abgrund zu Linken hinleuchtete und die Möglichkeit äußerete, das Unthier könne durch diesen Seitenschlund wohl noch den Weg zu uns finden, starteten wir mit solchem Schaudern in denselben hinab, daß es uns beinahe tröstlich vorkam, als wir das Brummen der Bären noch an derselben Stelle vernahmen. Welche verzweiflungsvollen Minuten wir Aermsten hier durchzitterten, wie vermöchte ich das nun mit Worten Ihnen zu schildern!

Doch hier konnten wir nicht bleiben, es mußte ein Entschluß gefaßt werden. Indessen hieß ich alle Kerzen auslöschten, bis auf meine und Henri's, um dieses Material, von dem jetzt unsere Lebensrettung abhing, uns zu sparen. Dann pflogen wir mit einander Rath. Das einzige war, mit einem Feuerbrande an der Spitze durch die Höhle zurück zu stürmen, den Bären vor uns her zu jagen und so das Freie zu gewinnen.

„Aber wo haben wir einen Feuerbrand?“ fragte klagend Antonie.

„Unsere Kleider mögen dazu dienen,“ entgegnete ich, „ein Stück nach dem andern möge ausbrennen und mein Rock soll den Anfang machen.“

„Aber,“ wandte Biot ein, „wenn der Bär sich nun in einer Seitenhöhle versteckt hält und während wir durch den Engpaß tappen, den letzten von uns plötzlich anfällt?“

„Gott im Himmel,“ freischten die Mädchen auf, „Herr erbarme Dich unser!“

„Und doch, wären wir glücklich in's Freie gekommen,“ wußte Henri mir einzuwenden, „kann uns die Bestie nicht auch brausen überfallen?“ — „Aber,“ fuhr er fort, „die Sage geht, diese Höhle führe hinter dem Teich auch aus dem Bergeschooße hinaus; ein Hirte habe vor vielen Jahren sie durchpassirt, jedoch die Ausgangsstelle zu flüchtig verlassen, als daß man später sie wieder habe auffinden können. Wir bemerkten ja erst am Teiche einen Windzug an unseren Lichtern; er rührte gewiß von jenem zweiten Ausgange her. Darum laßt uns getrost dorthin aufbrechen, so lange wir noch Licht haben.“

„Ja, fort von dieser Stelle des Entsetzens!“ rief Antonie.

Lucie umarmte sie mit Schluchzen; Thränen hingen an meinen Wimpern.

„Aber,“ fiel ich angsterfüllt auf Henri's Vorschlag ein, „sollen wir auf eine bloße Sage unsere Rettung setzen? wenn wir den hinteren Ausgang nun nicht finden? Der Weg dahin ist weit; wie, wenn unsere Kerzen darüber verlöschten und der Rückweg nun unmöglich würde, — wären wir dann nicht völlig verloren?“

„Du hast Recht, Gustav!“ erwiderte Henri, „wir dürfen unser Schicksal durchaus nicht an einen Hoffnungsweg binden. Laßt uns das Loos werfen, wer von uns Männern hier an dieser

abhängigkeitsvollen Engpaßstelle zurück bleiben soll. Wer von uns glücklich entkommt, bringt ihm Hülfe; entrinnt er aber, so bringt er sie uns."

Keiner konnte widersprechen. Das Loos — fiel auf mich. Ich erblaste, Biot holte tief Athem, Lucie hob die Augen betend empor, Antonie aber sank mit einem Schrei des Schmerzes zusammen.

"Gott wird mit mir sein!" tröstete ich. „D zögert nicht lange; wir alle stehen in des Herrn Huth.“ (Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Mainz. Am 27. Januar wurde das Urtheil gegen Warburg und Genossen wegen der Broschüre „Schwester Adolphe," worin die abscheulichsten Verunglimpfun gen gegen die geistlichen Orden vorkamen, verurtheilt. Warburg ist zu 6 Monaten Correctionshaus, auf welche 2 Monate der Untersuchungshaft abgerechnet werden sollen, und 100 fl. Gelb buße, Buchdrucker Baist zu zwei Monaten Haft und 100 fl. Strafe verurtheilt; ferner sind Beide solidarisch zur Tragung der Kosten verpflichtet. Der der Verbreitung der Broschüre angeklagte Buchhändler Jourdan ist freigesprochen.

Baden. Im Großherzogthum Baden kommen nach einer genauen Aufstellung über die Ergebnisse der Statistik des Landes bei einer Bevölkerung von 1,369,291 Einwohnern jährlich 16 Maß Wein und 20 Maß Bier, 50 Pfund Fleisch und 24 Pfund Kochsalz auf den Kopf der Bevölkerung.

Wien. (P. Hofbauer's Seligsprechungsprozeß.) Der erste deutsche Redemptorist, P. Clemens Maria Hofbauer, welcher im Jahre 1820 hier im Ruhe der Heiligkeit gestorben ist, dürfte in nicht gar ferner Zeit zu den höchsten kirchlichen Ehren gelangen, und sein Bild vielleicht bald auf unsern Altären prangen. Hier in Wien, wo der ehrwürdige und liebeseifrige Priester so lange mit wundervollem Erfolge gewirkt und so ein segensreiches Leben geschlossen hat, werden bereits seit einigen Wochen die für die Seligsprechung eines Dieners Gottes von der Kirche vorgeschriebenen strengen Untersuchungen über dessen Leben, heroische Tugenden und Wunder mit allem Ernste und Eifer geföhrt. Die diesfalls unter Eid vorgenommenen Zeugen-Vernehmungen versprechen schon jetzt sehr erfreuliche Resultate, um so mehr, als noch sehr viele Personen aus den höchsten wie aus den niedern Ständen am Leben sind, welche den berühmten Mann nicht bloß persönlich gekannt, sondern auch größtentheils unter dessen geistlicher Leitung gestanden und alle freudig bereit sind, für seine Heiligkeit und seine heroischen Tugenden eidl ich Zeugniß abzulegen. Auch mehrere wunderbare Gebets erhörungen durch Vermittelung des Seligen sind hierorts bereits außer Zweifel gestellt. Wien kann sich freuen, an P. Clemens Maria Hofbauer einen viel vermögenden Fürbitter und Vertreter im Himmel zu haben, in einer Zeit, in welcher der Unseinen und Lasterung des Heiligsten, sowie der Verführung allenthalben Thür und Thor geöffnet sind und die Kaiserstadt der Mittelpunkt dafür in Oesterreich ist.

Paris. Ein Beispiel von Geistesgegenwart lieferten zwei Schauspieler des Gibeau-Theaters in Paris. In einer Scene, welche einen Zwist zweier Ehegatten zum Inhalt hat, näherte sich die Darstellerin, Frä. Hermann, im Eifer des Spiels zu sehr dem auf dem Tische brennenden Lichte, so daß ihr Gazeleid Feuer fing. Ihr Colleague, Veranger, bemerkt den Unfall, springt hinzu und erstickt die Flammen, indem er den Stoff rasch zusammenfaßt und in den Händen zerdrückt. Dies Alles war das Werk eines Augenblicks, wobei die Verheiligten so viel Kaltblütigkeit bewiesen, daß sie ihre Rolle gar nicht unterbrachen, ja Veranger dem Vorfall zu einem Extempore benutzte, indem er sagte: „Sehen

Sie, Madame, daß ich stets Recht hatte, wenn ich Ihnen vorwarf, daß Sie leicht in Flammen gerathen.“

Frankreich. (Wie Napoleon Buonaparte daran war, Hotelbesitzer zu werden.) Bei Gelegenheit der Errichtung des neuen Kaiserstandbildes auf der Vendomesäule in Paris erinnerten die Journale daran, wo Napoleon I. gelebt, wie er zuerst nach Paris kam. So erfährt man, daß er als Artillerieleutnant in einer Manfarde am Duai Conti Nr. 5 wohnte, wo er sich selbst beim Spezereiwarenhändler seine Stiefelwische besorgte. 1792 bezog Buonaparte ein Zimmer im Hotel de Metz in der Rue du Mail; er speiste in der Rue des Petits-Pères zu 6 Sous und mußte eines Tages seine Uhr verkaufen, um sein Kostgeld bezahlen zu können. Dann bezog er eine Wohnung im Hotel des Droits de l'Homme, Ecke der Rue Montmartre und du Mail; sie hatte drei Zimmer und vier Fenster Fronte; sein Bruder Louis und Junot wohnten mit ihm zusammen und Kaiser, König und Herzog in spe bezahlten zusammen 27 Livres, noch nicht ganz 6 Thaler, monatliche Mielie. Am Besten ging es Buonaparte in einer Wohnung im Hotel Mirabeau bei den Tuileries. Hier verliebte sich Fanchette, des Wirthes Tochter, sterblich in ihn und der feinsinnige Schwiegerater in spe willigte auch unter zwei Bedingungen in die Heirath. Erstens sollte Buonaparte die Armee verlassen und dann ansatz seiner die Führung des Hotels übernehmen. Ein Unfall setzte diesem Projekte ein Ziel; Fanchette wurde bei einer Emeute verwundet und mußte sich ein Bein abnehmen lassen. So geschah es, daß Buonaparte nicht Hotelier wurde, sondern Soldat blieb; er würde wohl auch ein ziemlich grober Wirth gegen die Gäste gewesen sein.

Neapel. (Rekrutirung.) Der Vater eines Rekruten stellte einen großen gefunden Menschen als Ersatzmann für seinen Sohn. Die Aushebungs-Commission nahm den Stellvertreter nicht an. Darauf stellte er einen kleinen weniger kräftigen Mann; auch dieser wurde abgewiesen. Auf den Rath eines Advokaten führte der Vater drei Ergasmänner vor die Commission und bat, Einen auszuwählen; aber alle drei wurden zurückgewiesen. Nun erklärte der Vater: „jetzt ist mein Sohn frei, denn er ist Einer von diesen dreien.“ Die Commission handelte konsequent und ließ den Sohn frei.

Italien. (Strafanstalten.) Der Abgeordnete Bellazzi berichtete in der Kammer über die Strafanstalten. Nach seiner Angabe giebt es in dem Königreich Neutalien 41 Correctionshäuser, 25 Galeerenclavengefängnisse und 1648 Detentionsanstalten. In diesen Gefängnissen sitzen 61,000 Verbrecher, die der Staat mit einer jährlichen Ausgabe von 20 Millionen Franken erhalten muß. Ein Beweis, daß die Zustände in Italien keineswegs so glücklich sind, wie sie von gewissen Zeitungen geschildert werden.

Rußland. Aus Michni-Nowgorod, Ende Januar, wird geschrieben: Ein schrecklicher Unfall, der sich hier ereignete, hat unsere ganze Einwohnerchaft in höchste Aufregung verlegt. Nach alter Sitte werden im Winter auf dem Eise der Wolga Buben und Fuhrmannsherbergen erbaut. Eine der letzteren, ein großes, langes Gebäude, ist aus einer jetzt noch nicht aufklärten Ursache mit allen darin befindlichen Menschen und Pferden durch's Eis gebrochen und im tiefen Wasser des Stromes verschwunden. Keiner der Bewohner des untergegangenen Hauses konnte gerettet werden, im Gegentheil sind mehrere Personen, die bei dem Unfall am Ufer standen und deren Angehörige und Eigenthum sich in der Herberge befanden, in der ersten Bestürzung zur Rettung hinzugefahren und zugleich mit jenen ertrunken. Die Zahl der Verunglückten hat sich noch nicht bestimmen lassen, doch wird sie auf circa 200 geschätzt.

Amerika. (Ein Bär in der Schule.) In der Provinz New-Hampshire im nördlichen Amerika lebt eine Art kleiner schwarzer Bären, die nicht bödsartig sind. Diese Thiere nähren sich von Honig und Früchten, den Menschen greifen sie nur an, wenn sie im Winter gänzlichen Mangel an Nahrung leiden. Vor meh-

rerer Jahren fand ein Kind am See Wianipeg einen jungen Bären von dieser Art und trug ihn nach Hause. Die Nahrung und Pflege in der Familie gefiel dem Bären so gut, daß er blieb und zahm und treu wurde wie ein Hund. Er lernte kleine Verrichtungen, als die Thüre auf- und zuzumachen, Holz und Wasser tragen u. dgl. Er begleitete sogar die Kinder in die Schule, setzte sich auf die Bank und hörte den Unterricht an, dann ging er wieder mit den Kindern nach Hause. Gelernt hat er dabei freilich nichts, er blieb ein Pech. Diese familiäre Lebensweise machte der Bär zwei Jahre mit, dann mochte das Verlangen nach Freiheit in ihm erwacht sein, er war eines Morgens verschwunden. Vier Jahre später, im Winter bei großem Schnee, öffnete sich eines Tages plötzlich die Thüre der Schule und ein Bär trat herein. Erschrocken frohen die Kinder und der Lehrer in die Winkel oder verbargen sich unter den Bänken. Der Bär that als bemerkte er Niemanden, ging zum Kamin und wärmte sich. Dann untersuchte er die Büchertaschen der Schüler, nahm die Brodstücke heraus und vergesserte sie. Endlich ging er mit vergnügtem Brummen hinaus und machte die Thüre zu. Als die Kinder sich von dem Schrecken erholt hatten, eilten sie nach Hause und erzählten den merkwürdigen Besuch. Einige junge Männer machten sich auf, suchten und erlegten den Bären. Bei näherer Betrachtung erkannten sie in ihm ihren ehemaligen Schulkameraden.

Natavia. Nach statistischen Erhebungen sind im J. 1862 auf Java und Madura 356 Personen vom Blitze getödtet, 148 Personen von Tigern, 40 Personen von Krokodillen zerissen und 43 Personen von Schlangen getödtet. In den Außenbesitzungen erschlug der Blitz 10 Personen und 151 Personen wurden die Beute von Tigern, 125 Personen von Krokodillen und 3 Personen von Schlangen.

China. (Kirche.) In Canton ist am 8. December der Grundstein zu einer katholischen Kirche gelegt worden. Der Vice-König, der Gouverneur, der Schatzmeister, zwei tartarische Generale, zwei Mandarinen, der Oberst der chinesischen Besatzung mit 300 Soldaten in Parade, die europäischen Consuln, 22 Missionäre und eine große Anzahl Christen und Heiden wohnten der Ceremonie bei. Der Bischof Guillemin hielt eine Rede in chinesischer Sprache, die auf alle Anwesende einen tiefen Eindruck gemacht hat. Die Kirche wird 200 Fuß lang und 150 breit und soll im schönsten Styl erbaut werden. Auch an anderen Orten im chinesischen Reiche steht die Erbauung von Kirchen in Aussicht. China ist jetzt dem Christenthum erschlossen und wird in nicht ferner Zeit zu den christlichen Reichen zählen. So wird auch dort aus dem Blute der Martyrer eine reiche Saat entsprossen.

[Empfehlung des literarischen Handweisers zu Münster.] Derselbe giebt bei dem äußerst niedrigen jährlichen Preise von 20 Sgr. und monatlichem Erscheinen jedesmal eine Titelübersicht der neuesten literarischen Erscheinungen aus allen Fächern, sodann beurtheilende Anzeigen der wichtigeren neuesten größeren und kleineren Schriften aller Nationen, weist dann auf solche hin, welche demnächst erscheinen, registriert den Inhalt einer Anzahl von Sammelwerken, Schriften gelehrter Gesellschaften und religiöser, pädagogischer, historischer, belletristischer, artisti-

scher und naturwissenschaftlicher Zeitschriften, und eröffnet in dem „Sprechsaal“ die Gelegenheiten zu wichtigeren Mittheilungen, Anfragen und Desiderien auf literarischem Gebiet. Die Reichhaltigkeit des Inhalts ist groß, die Redaktion einsichtig, selbstständig und der Aufgabe gewachsen, weshalb der Handweiser in kurzer Zeit es über 5000 Abonnenten gebracht und allen empfohlen werden kann, welche sich über die wissenschaftlichen Erscheinungen in Deutschland und dem Ausland in Kenntniß erhalten und über den Werth derselben vorläufig instruiren wollen.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Frä. Bertha Karaß, Fr. Kreisrichter Werne Münsterberg.

Gestorben. Justizrath Weinert, Lauban; Fr. Rechtsanwalt Minna Oert, Glatz; Karoline v. Dobbschütz, Striegau; Appell.-Ger.-Referendar C. Neumann, Glogau; Fr. Rendant B. Sprenger, Reisse.

Freunden und Bekannten zeige ich tief betrübt an, daß heute Morgen um 8 Uhr meine liebe Mutter, die verwitwete Frau Schullehrer **Katharina Rohner**, in Folge einer Brustentzündung, gestärkt mit den hl. Sakramenten, in einem Alter von 64 Jahren sanft verschieden ist.

Bärwalde bei Münsterberg, den 19. Februar 1864.

[56] **Rohner**, Pfarrer.

Bei **G. P. Aderholz** in Breslau ist zu haben:

Kommunionbild. 8. à 9 Pf. Dasselbe in gr. 8. 1 Sgr.

In der Mitte das heil. Abendmahl, über demselben das Osterlamm und über diesem das hochheil. Sakrament mit anbetenden Engeln; umgeben ist das Ganze von mit Neben umschlungenen Feldern, welche acht der vorzüglichsten Schriftstellen, die sich auf das hochheil. Sakrament beziehen, enthalten. Unten die Widmung für den Neukommunikanten. Die Darstellung ist eben so lieblich, als inhaltreich und passend. [53]

Neue türkische Pflaumen,

das Pfund 2 1/2 Sgr., bei 5 Pfund à 2 1/4 Sgr., empfiehlt

[51] **Paul Reugebauer**, Dblauerstraße Nr. 47.

W. Prenz' Sargmagazin, Kupferschmiede, Straße 35.

Ein Mädchen in gesehnen Jahren, durch Todesfall brodtlos geworden, wünscht bei einem Herrn oder Dame, zur selbstständigen Führung der Wirtschaft, ein Unterkommen. Zu erfragen beim Hrn. Kaufmann Ragky, Scheinigerstraße Nr. 3. [56]

Pensionäre

finden bei mütterlicher Pflege und guter Aufsicht eine freundliche Aufnahme. Nähere Auskunft ertheilt die Expedition d. Bl. [54]

Ein Mädchen in mittleren Jahren, katholisch, welche Küche und Landwirthschaft versteht, sucht bald oder zu Ostern eine Stellung bei einem geistlichen Herrn. Näheres zu erfahren Schulbrücke 27, 3 Etiegen, bei Madame Schubert. [55]

Breslauer Börse vom 22. Februar 1864.

Getreide-Preise vom 22. Febr.

Freiw.Staats-Anl. 4 1/2	—	Posener Pfandbr. 3 1/2	—	Schles.neue Lit.B. 4	—	W. Weizen Schfl. 52—60—65 Sg.
convert. v. 50 u. 52 4	94 1/2 B.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . 4	100 1/2 B.	G. Weizen . . 50—56—58 .
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	93 1/2 B.	do. Lit. B. . . 3 1/2	—	Roggen . . 37—39—41 .
Preuss. Anl. 55.56 4 1/2	100 1/2 B.	Schles. Pfandbr. 3 1/2	92 1/2 G.	Schles. Rentenbr. 4	97 1/2 G.	Gerste . . 30—33—37 .
Preuss. Anl. v. 59 5	105 1/2 B.	do. Rustical 4	99 1/2 G.	Posen. Rentenbr. 4	94 1/2 B.	Hafer . . 25—27—29 .
Präm.-Anl. 1855 3 1/2	120 1/2 B.	do. do. 3 1/2	—	Oesterr. Nat.-Anl. 5	66 1/2 B.	Erbsen . . 38—42—47 .
Staats-Schuldsch. 3 1/2	89 1/2 B.	Schles.neue Lit.A. 4	99 1/2 G.	Oesterr. Banknoten	83 1/2 G.	Kartoffeln . . Sack 26—36 .